



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

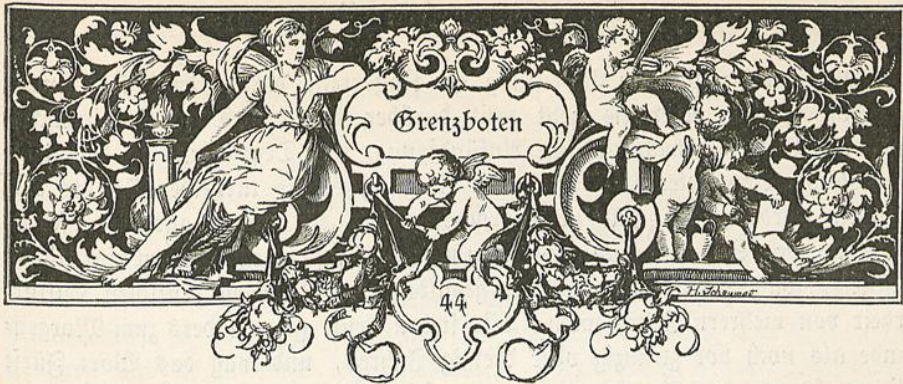
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Die Kaiserfahrt nach dem Orient

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Kaiserfahrt nach dem Orient



eit Monaten, und in gesteigertem Grade in den letzten Wochen, sind die Augen der Welt nach dem türkischen Osten gerichtet. Denn unser Kaiser hat als hochgeehrter Gast des Sultans Konstantinopel besucht und ist am 29. Oktober feierlich in Jerusalem eingezogen, um am 31., am Reformationsfeste, die hochtragende evangelische Erlöserkirche auf dem Muristan, dem alten Boden des Johanniterordens, einzuweihen. Wenn sein Besuch in Stambul nur eine Wiederholung des schon 1889 hier abgestatteten ist, so bringt sein Erscheinen in der uralten Stadt Davids, die den Bekennern der großen monotheistischen Weltreligionen gleich heilig ist, etwas ganz neues. Zum erstenmale seit dem 17. März 1229, seitdem vor fast 670 Jahren Kaiser Friedrich II. der Hohenstaufe sich die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt setzte, verweilt ein deutscher Kaiser in Jerusalem. Auch Friedrich II. kam, obwohl als Kreuzfahrer, doch als Freund der Mohammedaner, denn er nahm die Krone kraft eines friedlichen Vertrages, aber er kam eben doch, um die Herrschaft über Stadt und Land zu gewinnen. Kaiser Wilhelm ist als Freund des Kalifen, aber nicht als Eroberer, sondern als das Haupt der evangelischen Christenheit gekommen, deren Vertreter er um sich versammelt hat. Zum erstenmale in der Geschichte ist in diesen festlichen Tagen die vielgespaltne evangelische Kirche aller Zungen gewissermaßen als ein Ganzes an dieser weltgeschichtlichen Stätte aufgetreten und hat sich damit ebenbürtig neben die ältern und einheitlicher organisierten Kirchengenossenschaften gestellt. Zugleich erscheint dabei die evangelische Kirche Deutschlands unabhängig von dem englisch-preußischen Bisium Jerusalem, Friedrich Wilhelms IV. romantischer Schöpfung (1841), der die deutschen kirchlichen Interessen im Morgenlande willig dem englischen Hochmute unterwarf, bis das gesteigerte Selbstgefühl der Nation dieses unwürdige Verhältnis 1889 auflöste.

Selbst wenn sich die Bedeutung der Kaiserreise darauf beschränkte, wäre sie groß genug. Aber sie geht weit darüber hinaus. Denn sie ist nichts Geringeres als die nachdrückliche Ankündigung, daß Deutschland in die Reihe der Mächte eingetreten ist, die einmal die Geschicke des türkischen Orients entscheiden werden. Es will nicht erobern, aber es fordert auch hier seinen Platz an der Sonne. Und das beruht nicht auf irgendwelchem fürstlichen Ehrgeiz, sondern auf einer langen geduldbigen, vielseitigen deutschen Kulturarbeit von mehreren Jahrzehnten. Wir stehen heute ganz anders zum Morgenlande als noch vor zwanzig oder dreißig Jahren, und mag das Wort Fürst Bismarcks von den Knochen des pommerischen Grenadiers auf Bulgarien noch heute Anwendung finden, so kann es doch für den Orient überhaupt nicht mehr gelten. Die Zeiten haben sich gewandelt. Wo auch das Kaiserpaar erscheint, wird es von ansässigen deutschen Landsleuten begrüßt. Die deutschen kirchlichen Institute beider Konfessionen im heiligen Lande haben den Anfang gemacht, und die plötzliche Betonung des auf ganz andern, meist verschwundenen Voraussetzungen beruhenden französischen Protektorats, das im letzten Grunde auf die Kreuzzüge, die Gesta dei per Francos zurückgeht und von Deutschland natürlich mit Entschiedenheit zurückgewiesen wird, beweist am besten die Bedeutung dieser Stiftungen für die Stellung der Nationen, denen sie angehören, im Orient. Daran aber haben sich im ganzen Morgenlande nicht nur Gemeinden, Schulen und Krankenhäuser geschlossen, sondern noch etwas andres, dessen sich kein andres Volk des Abendlandes dort rühmen kann, die blühenden Ackerbaukolonien der württembergischen Templer (seit 1868) in Haifa, Saffa, Saron, Ramleh, Nazareth, Beirut, Jerusalem (Nephaim), die 1884 insgesamt schon 1300 Köpfe umschlossen, heute in Jerusalem allein 300 Köpfe zählen und vor wenigen Jahren die Verwandlung ihres Grundbesitzes in freies Privateigentum (Mülk) von der türkischen Regierung erlangt haben. „Wohin ich blicke, sehe ich deutsche Kultur,“ hat kürzlich ein Franzose in Palästina geäußert, „während ich in Saffa nur vier Franzosen fand.“ Wenn der Kaiser jetzt in Haifa, gegenüber der alten Kreuzfahrerküste Akkon, gelandet ist, wenn er von Saffa die Reise nach Jerusalem angetreten hat und hier lagert, wenn er von Beirut nach Damaskus zieht und sich dort zur Heimreise einschiffet, so hat er überall auf deutschem Kolonialboden gestanden. Und wenn er von Konstantinopel aus nach Haidar-Pascha bei Stutari und von dort auf der anatolischen Bahn nach Hereke vor Ismid, dem alten Nikomedia, fuhr, so umgaben ihn deutsche Beamte und Unternehmer, trugen ihn deutsche Wagen auf deutschen Schienen. Bis Angora und bis zur alten Sultansstadt Konia, wo einst vor mehr als siebenhundert Jahren, am 18. Mai 1189, Kaiser Friedrich Barbarossa seinen letzten und glorreichsten Sieg erfocht, längs der Straßen, die einst die Kreuzheere zogen, dehnt sich schon ein Eisenbahnnetz von mehr als 1000 Kilometern, das deutsche Unternehmer erst seit zehn bis elf Jahren mit einem Kapital von

150 Millionen Franken geschaffen haben, und das schon jetzt einen Park von 50 Lokomotiven und 1450 Wagen unterhält. Schon ist die Konzession zum Weiterbau bis Cäsarea unweit des Taurus erteilt, und die Zeit darf nicht mehr fern sein, wo die deutschen Schienenstränge den obern Euphrat erreichen und der kürzeste Weg nach Indien in den Händen einer deutschen Unternehmung liegt. Und wie hier die Deutschen die verschütteten uralten Verkehrsstraßen wieder beleben und diese verödeten Kulturlande wieder in die Kreise des Weltverkehrs hereinziehen, so haben sie seit 1880 die türkische Armee in ihre Schule genommen und sie zu einer leistungsfähigen, vorzüglichen Truppe umgebildet, die 1897 mit Leichtigkeit den übereilten, schlecht vorbereiteten Angriff der Griechen zurückwarf und auch einem weit stärkern Gegner einen ganz andern Widerstand entgegensetzen würde, als den doch auch schon recht schwer überwindlichen von 1877 und 1878. Dazu kommt der Aufschwung in der Einfuhr deutscher Waren, der z. B. im Waffenhandel die englische Industrie fast gänzlich verdrängt hat.

Woher diese Erfolge, an denen die Diplomatie doch nur einen helfenden und fördernden, keineswegs den entscheidenden Anteil hat? Wir verdanken sie der deutschen Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Pflichttreue. Wir wollen nicht erobern und nicht durch unsaubre Wühlarbeit das türkische Reich untergraben; wir wollen zu seinem und unserm Vorteil seine wirtschaftlichen und militärischen Kräfte entwickeln, damit es sich behaupten kann, was um so eher möglich sein wird, wenn sein Umfang sich auf die wesentlich von Mohammedanern bewohnten Länder beschränkt. Das ist die einzige vernünftige Lösung der unsterblichen orientalischen Frage, denn nur ein starker Staat kann dieses Völkergeschiebe zusammenhalten, ein wirklich nationales Reich ist hier unmöglich, und wir Deutschen haben durchaus keinen Grund zu wünschen, daß diese Länder das Anhängsel einer alles verschlingenden Weltmacht werden. Ob die Türkei die ihr jetzt geöffneten Wege entschlossen betreten und bis zum Ziele verfolgen wird, das hängt freilich von ihr selbst ab, vor allem von der Möglichkeit, ihre verlotterte Verwaltung zu reformiren. Was für uns selbst weiter zu erstreben ist, das mögen im einzelnen Sachkenner, Geschäftsleute und Staatsmänner beurteilen. Uns will scheinen, als wenn das Wichtigste nicht die Erwerbung einer Kohlenstation wäre, so wünschenswert diese an sich auch sein mag, sondern die Vermehrung der deutschen Schulen auch für die Eingebornen, um die Kenntnis der deutschen Sprache möglichst zu verbreiten, die Erweiterung und Vermehrung der Konzessionen für wirtschaftliche Unternehmungen, also vor allem der Ausbau der anatolischen Bahnen, der schon in Aussicht genommene Handelshafen bei Haidar-Bascha (Stutari) und die Begründung weiterer deutscher Ackerbaukolonien unter Reichsschutz, die freilich feste Rechtsverhältnisse voraussetzen, aber, wie das Beispiel der Templer beweist, solche doch auch erlangen können. Auch die Einrichtung deutscher Dampferverbindungen nach den

anatolischen und syrischen Häfen, wo sie noch gänzlich fehlen, gehört in diesen Zusammenhang. Und diese Fortschritte der deutschen Kulturarbeit müssen um so wertvoller erscheinen, da wir ihre Schauplätze in wenigen Eisenbahntage-reisen erreichen können, und dieser Weg uns von keiner Seemacht abgeschnitten werden kann. Die deutsche Presse thäte daher wirklich besser, diesen Dingen mehr Beachtung zu schenken, als immer wie hypnotisirt nur nach der Delagoabai zu starren.

Die Kaiserreise kann all diesen Plänen nur förderlich sein, denn sie hat das Ansehen Deutschlands im Osmanenreiche auf seinen Gipfelpunkt gehoben. Und das weiß der Kaiser, und er wird es benutzen, so vorsichtig er sich auch dort geäußert hat, wo er Gelegenheit gehabt hat, öffentlich darüber zu sprechen. Die Politik der vier „Kretamächte“ erweist uns dabei die schätzbarsten Dienste. Wir haben uns von Kreta zurückgezogen, weil wir dort keine eignen Interessen hatten, und den vier Mächten die dornenvolle Aufgabe überlassen, die unglückliche Insel zu „pazifiziren“ und den Sultan durch die Verdrängung seiner Garnisonen zu brutalisiren. Wir haben ihnen zu beidem nicht geholfen, sind ihnen aber auch nicht entgegengetreten, wir behalten uns nur vor, unsre Zustimmung zu einer neuen haltbaren Ordnung zu geben. Die Stellung Deutschlands ist also durchaus korrekt und politisch unanfechtbar. Es ist eine Politik der „meisterhaften Unthätigkeit.“ Denn glaubt man etwa, daß der gewiegte Staatsmann im Tildiz-Kiosk den vier Mächten und dem deutschen Kaiser diese so ganz verschiedene Haltung je vergessen wird? Er weiß jetzt mehr als je, wo er seine wahren Freunde zu suchen hat. Wir aber meinen, daß selten eine zugleich so kluge und so rechtschaffne Politik verfolgt worden ist wie diese deutsche, die der Kaiser mit vollem Nachdruck als die Fortsetzung der Politik seines Großvaters, also auch Fürst Bismarcks, bezeichnen durfte.

Wir Deutschen erscheinen den Mächten, die sich schon daran gewöhnt haben, Kleinasien als russisches, Syrien als französisches, Mesopotamien als englisches Zukunftsgebiet zu betrachten, natürlich als Eindringlinge. Allerdings, dieser Gedanken werden sie sich, wenn die Türkei fähig ist, die ihr dargebotne starke Hand zu ergreifen, ent schlagen müssen. Sie werden sich daran zu gewöhnen haben, daß Deutschland auch in diesen Dingen künftig mehr als bisher mit-sprechen wird und dabei nicht englische oder russische Politik macht, sondern deutsche. Vielleicht werden sie sich diese Erkenntnis einigermaßen erleichtern, wenn sie sich daran erinnern wollen, daß unsre historischen Beziehungen zu diesen Ländern ebenso alt sind wie die der Franzosen und viel älter als die der Engländer und Russen. Denn an den Kreuzzügen haben bekanntlich die Deutschen einen recht ansehnlichen Anteil gehabt, drei unsrer Könige haben die „liebe Reise über See“ nach dem heiligen Lande angetreten, Zehntausende von Deutschen haben hier ihren Tod gefunden, Friedrich Barbarossa auch sein unbekanntes Grab. In Beirut haben gerade vor siebenhundert Jahren,

1198, deutsche Fürsten im Auftrage Kaiser Heinrichs VI. den deutschen Ritterorden zu St. Marien gestiftet, über den Zinnen von Akkon und wenige Meilen landeinwärts auf der Starkenburg (Montfort) hat dieser Orden das schwarze Kreuz im weißen Felde aufgepflanzt, über Jerusalem hat einst der deutsche Kaiseradler geschwebt. Rechtsansprüche lassen sich natürlich auf solche historischen Thatfachen nicht gründen; aber in einer Zeit, wo Frankreich seiner eignen mittelalterlichen Thaten so pietätvoll gedenkt, muß es auch uns Deutschen erlaubt sein, daran zu erinnern, daß auch wir überall im Orient den ruhmvollen Spuren unsrer Väter begegnen. *



Theodor von Bernhardt als Nationalökonom

(Schluß)

4



o schädlich die berührten Irrtümer und Einseitigkeiten der englischen Lehre auch gewirkt haben, ihre unheilvollsten Folgen auf dem Gebiete des praktischen Lebens haben sich erst aus der Stellung ergeben, die der menschlichen Arbeit zugewiesen wurde.

Die Engländer gehen dabei von dem Satz aus, daß die Arbeit die Grundlage alles Tauschwertes sei, daß die Güter allein deshalb, weil Arbeit auf ihre Erzeugung verwandt worden ist, und nur insofern dies geschehen ist, überhaupt Tauschwert haben. Daraus folgern sie, daß das Wertverhältnis der Güter zu einander durch die Arbeitsmenge bestimmt wird, die auf jedes verwandt worden ist, und weiter, daß also die Arbeit das absolute Wertmaß aller Dinge ist. Sobald Kapitale gesammelt sind, werden nach der englischen Anschauung deren Besitzer Arbeiter mieten, sie mit allem „Nötigen“ versorgen, auf ihre Rechnung arbeiten lassen und dann beim Verkauf der Erzeugnisse einen Gewinn zu machen suchen. Dieser Gewinn gebührt dem Kapitalisten, für den Arbeiter haben gleiche Quantitäten Arbeit zu allen Zeiten und an allen Orten den gleichen Wert, da sie gleiche Opfer an Bequemlichkeit und Unabhängigkeit fordern. Die Arbeit ist als Produkt gedacht, das zum Verkauf produziert wird, und dessen Erzeugung immer die gleichen, den Tauschwert bestimmenden Produktionskosten oder Auslagen in Anstrengung erfordert. Daraus ergibt sich dann, daß der Arbeitslohn eine schlechthin und unter allen Umständen unveränderliche Größe ist. Wie leicht zu ersehen ist, beruht diese Auffassung auf der im vorigen Abschnitt berührten Vermischung von Wert und